

40]

Jus und Recht.

Roman von Fred. B. Gardt.

Wynherr ter Linden lachte höhnvoll auf.

„Ein Mißgriff der Staatsanwaltschaft,“ — fuhr Justizrat Loffo fort, der die Unterbrechung durch Wynherr ter Linden überhören wollte. — „Der Untersuchungsrichter hat mit der Verhaftung nichts zu tun. Er hat sie abgelehnt. Sie ist erst im Beschwerdeweg durch die Oberstaatsanwaltschaft angeordnet worden. Ich kann mich des peinlichen Eindrucks nicht erwehren, daß die Staatsanwaltschaft in diesem Falle mit einer Rigorosität vorgeht, die außerhalb der in Frage stehenden Beschuldigungen liegt. Ich habe heute morgen so manches gehört, auch von Kollegen Dr. Renker die unliebsame Duellgeschichte erfahren, und ich fühle aus allem eine gewisse Animosität gegen Dr. Werner heraus.“

„Unbedingt, Herr Justizrat,“ — sagte Karl Henkel lebhaft, der sich im Sessel aufrichtete — „nein, nein, lieber Herr Kommerzienrat, es ist so,“ — wehrte er ab. — „Mein Freund ist eine impulsive Natur, durchaus impulsiv. Und es kommen, scheint es, öfter derartige, wie Sie sagen, Mißgriffe der Staatsanwaltschaft vor, und Dr. Werner ist als Verteidiger sehr oft mit der Staatsanwaltschaft zusammengeprallt. So hat sich eine gewisse Gereiztheit gegen ihn verdichtet, die sich bisher in kleinen Schikanen bemerkbar machte. Frank hat mir öfter davon erzählt. Manchmal hat er sich darüber geärgert, manchmal herzlich gelacht.“

„Leider,“ fiel der Kommerzienrat ein.

„Gut, leider, aber wohl nur zu seinem eigenen Leidwesen. Jeder nach seinem Temperament.“ Karl Henkel sagte das scharf, unwillig.

„Ich danke Ihnen, Herr Henkel, für diesen Wink, der sich vollständig zu dem fügt, was ich von anderer Seite gehört habe. Ich möchte sagen,“ — der Justizrat wandte sich jetzt direkt zu Kommerzienrat van Bosch — „daß eben dieses Temperament unseres Freundes, — gestatten Sie mir, daß ich mich auch so nenne — ihm zur Ehre gereiche. Er ist noch jung, vor allem jung in seinem Beruf, und die weise Mäßigung, die sich erst durch lange Jahre der Praxis ergibt, die konnte er noch nicht haben. Aber ohne Idealismus, ohne frischen Wagemut, kann kein Verteidiger Segensreiches leisten. Und ein temperamentvoller Verteidiger muß mit der Staatsanwaltschaft zusammengeraten, das ist unvermeidlich.“

Justizrat Loffo hatte diese Worte mit Wärme gesagt.

„Kann denn Dr. Werner nicht wenigstens gegen Kaution auf freiem Fuß gesetzt werden,“ fragte Kommerzienrat van Bosch. „Seine schöne Praxis geht inzwischen zugrunde. Und wenn er nicht genügend flüssige Gelder zur Verfügung hat, so könnten wir jede Summe für ihn hinterlegen. Jede Summe,“ — wiederholte der Kommerzienrat van Bosch. Er hatte das Bedürfnis, zu zeigen, daß er an freundschaftlichen Gefühlen für Frank Werner nicht zurückstehen wollte.

„Leider nicht. Die Verhaftung ist wegen Kollusionsverdacht erfolgt. — Ich weiß nicht, ob die Herren mich ganz verstehen?“

„Bitte, Mister Loffo“ — unterbrach Wynherr ter Linden, und es waren die ersten Worte, die er sagte, — wollen Sie diesen Punkt so eingehend wie möglich erklären, denn ich verstehe von Juristerei nicht viel,“ — setzte er grimmig hinzu. — „Ich will aber klar sehen, ganz klar, Mr. Loffo.“

„Ich werde mich bemühen, auch einem Laien, wie Sie sich wohl selbst bezeichnen wollen, die Sache klar zu legen,“ — entgegnete Justizrat Loffo mit einem feinen Lächeln um die Mundwinkel. — „Die Strafprozedur schreibt eine Verhaftung vor, wenn ohne diese die Durchführung des Strafverfahrens unmöglich gemacht oder erschwert würde. Das ist der allgemeine Grundgedanke. Die Verhaftung ist zulässig, wenn der Verdacht vorliegt, daß der Angeeschuldigte flüchtig wird, — der sogenannte Fluchtverdacht — oder — wenn er irgend etwas unternommen hat, aus dem man seine Absicht, Zeugen zu seinen Gunsten zu beeinflussen oder Beweismittel dem Gericht zu entziehen, annehmen kann — der sogenannte Kollusionsverdacht. Im ersteren Falle kann der Verhaftete gegen Kaution wieder auf freiem Fuß gesetzt werden. Im

andern Falle, wenn der Kollusionsverdacht vorliegt, kann eine Haftentlassung gegen Kaution nicht erfolgen, denn der wieder auf freiem Fuß Befindliche kann nicht so überwacht werden, daß der Verdacht, er werde Zeugen beeinflussen usw., ganz ausgeschlossen bleibt.“

„Well, I understand perfectly, but . . .“ (Ich verstehe sehr wohl, aber . . .) unterbrach Wynherr ter Linden ungeduldig.

„Bitte einen Augenblick noch Geduld. Ich sagte soeben, daß die Verhaftung wegen Kollusionsverdachts nur dann vorgehen ist, wenn der Angeeschuldigte irgend etwas schon getan hat, das diesen Verdacht begründet. Nicht nur, wie beim Fluchtverdacht, der Verdacht im allgemeinen vorliegt. Nun hat Kollege Werner, als ihm die erste Mitteilung von Dr. Friedolin gemacht wurde, daß Frau Blinker-Crighton von Getäuschtheit sprach, dieser geschrieben, sein Verwundern ausgesprochen, daß sie nachträglich von Getäuschtheit rede. Und dieser Brief hat zur Verhaftung geführt.“

Wynherr ter Linden schüttelte den Kopf. „Ich verstehe gar nichts.“

„Pardon, noch einen Augenblick — — der Durchschlag dieses Briefes, der ungefähr acht Wochen zurückliegt, war den Handakten von Kollegen Werner eingeheset, und die Staatsanwaltschaft, die die Akten vom Untersuchungsrichter eingefordert hatte, nach dessen Ablehnung der Verhaftung, stützte die Beschwerde dagegen und den neuerlichen Antrag auf Verhaftung gerade auf diesen Brief, in dem sie den Versuch, die Zeugin, die Mrs. Blinker-Crighton, zu beeinflussen erblickte. Trotzdem inzwischen diese Zeugin den zweiten Brief an die Staatsanwaltschaft geschrieben hatte, in dem sie mit ihren Anschuldigungen deutlicher wurde.“

„Das ist ja wahnsinnig,“ plägte Karl Henkel heraus, „heller Wahnsinn!“

„It is shameless, shameless!“ (Es ist unverschämte) rief Wynherr ter Linden, er war ganz rot im Gesicht geworden, sein weißer Wadenbart zitterte. „Das ist infam!“

„Ich muß gestehen,“ — lenkte Kommerzienrat van Bosch ein, der das heftige Wesen seines Betters fürchtete, aber selbst sehr ernst geworden war — „das verstehe ich nicht. Ich bitte Sie, jemand beschuldigt mich einer abscheulichen Handlung, ich erfahre davon, setze den Menschen zur Rede, meinethwegen auch schriftlich, und rufe ihm ein wichtiges Gespräch in die Erinnerung, das seine Behauptung widerlegt. Ich tue also etwas, was ich mir schuldig bin, denn sonst würde ich den erhobenen Vorwurf auf mir sitzen lassen. Und das benutzt man dann gegen mich und spricht von Zeugenbeeinflussung — nein, das verstehe ich durchaus nicht . . .“ Seine Stimme war betrübt und unwillig. — „Aber ist denn dagegen gar nichts zu machen?“

„Gibt es dagegen keine Beschwerde,“ fragte Karl Henkel.

„Doch, die Beschwerde an die erste Kammer. Das hat natürlich Dr. Werner sofort getan. Die Beschwerde ist aber leider abgelehnt worden und die Verhaftung wird unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Die Kammer hat es sich sehr bequem gemacht. Ohne Berücksichtigung des konkreten Falles entschieden, daß der Brief, den Kollege Werner geschrieben hat, an sich geeignet sei, den Verdacht zu begründen, daß er Zeugen zu seinen Gunsten beeinflussen wolle. Und mit dieser, ich muß wohl sagen — kläglich formalistischen Begründung die Beschwerde abgewiesen.“

Es war, als ob das Wort „formalistisch“ der zündende Funke wäre, um den Ingrim ter Lindens zum Ausbruch zu bringen.

„Formalistisch! Ja, da haben Sie das richtige Wort gesagt, Mr. Loffo! Formalistisch und ipisfindig! Ganz gleich, ob darüber ein Mensch zugrunde geht. Von commonsens (gesundem Menschenverstand) keine Spur! Und das nennen Sie Kultur!“ — Er rief diese Worte heftig Karl Henkel und dem Kommerzienrat van Bosch zu. — „Das ist Ihre neudeutsche Kultur, die Sie so laut hinaustrompeten. Das ist Ihr gepriesenes Greater Germany (größere Deutschland). Was nützen Ihnen Ihre Kanonen, Ihre Großbanken, wenn solche Dinge geschehen können. Wo bleibt da die persönliche Sicherheit des Einzelnen! Wo der Respekt vor der Unantastbarkeit des Staatsbürgers, die die Grundlage einer wahr-

häftigen Freiheit ist. Sie sind eben keine Staatsbürger, Sie sind Untertanen! Und was sich Ihr glorreicher Kaiser Wilhelm der Ganz-Große als konstitutioneller Monarch an Uebergriffen und Eigenmächtigkeiten leistet, das tun Ihre Beamten, Ihre Polizei täglich im kleinen. Es ist immer dasselbe, Selbstüberhebung, Klassengrößenwahn, Säbelgerassel! Von der schmachvollen Polen- und Dänenpolitik, von Ihrer lächerlichen Sittlichkeitschmüffelerei, bis zu diesem traurigen Fall eine Kette, dieselben Ursachen." —

Wynheer ter Linden schlug zornig mit der flachen Hand auf die Lehne des großen Ledersessels, hinter dem er stand.

„Schade, Wynheer ter Linden,“ sagte Karl Senkel, „daß Sie Franz nicht kennen gelernt haben. Ich bin überzeugt, daß Sie sich bald verstanden hätten, denn das, was Sie da sagen, sind Franks eigene Worte.“

Wynheer ter Linden runzelte die buschigen Augenbrauen und sagte ruhiger, aber immer noch mit erregter Stimme: „Kann sein, aber für mich handelt es sich hier gar nicht um den einzelnen Fall. Es ist die Gesinnung, die ich nicht ertragen kann. Dieser Mangel an natürlicher Menschlichkeit, der mich jedesmal, wenn ich in Deutschland bin, beengt und beunruhigt. Die unfreie Luft, die hier weht.“ — Mäßig unterbrach er sich und sagte schroff zu Justizrat Loffo gewendet: „Verzeihung, Hr. Loffo. Ich habe Sie unterbrochen.“ Er verbeugte sich steif und etwas altmodisch zeremoniell, was wunderbarlich gegenfänglich wirkte zu seiner fast jugendlichen Ungezügeltheit, und ging nach dem Fenster, als ob er sich an der Unterhaltung nicht mehr beteiligen wollte.

(Fortf. folgt.)

Der Schreiber des Todes.

Die Gesellschaft hatte sich auf die Terrasse zurückgezogen, die einen herrlichen Blick über den See aufstaut.

„Ich behaupte es immer und werde es gegen jedermann verteidigen: Der Krieg ist eine gesellschaftliche und eine geschichtliche Notwendigkeit. Nur durch die Kriege sind Kulturen geschaffen worden. Unsere Friedensdäuser übersehen stets, daß alle Kulturreiche untergingen, wenn sie eine zu lang dauernde Periode friedlicher Entwicklungen durchgemacht hatten. Der Krieg schafft Raum für junge, neue, unbrauchte Kräfte.“

„Hören Sie schon auf, Niedberg! Sie verstehen sich gut darauf, eine Weile zu brauen, aber als Philosoph sind Sie ganz verdoeben. Ihre ganze Logik läuft darauf hinaus: brennt das alte Haus nieder, damit man an seine Stelle ein neues setzen kann! Das ist zwar sehr einfach gedacht, aber weder richtig noch besonders human.“

Wenn zwei Menschen in einer Frage vollkommen entgegengesetzter Anschauung sind, erhitzen sich ihre Reden aneinander und verdampfen nutzlos. Niedberg und Willens stritten sich müde, ohne daß einer dem anderen nachgegeben hätte. Schon seit Beginn der Debatte zuckte es nervös im Gesicht des dritten Gliedes der Gesellschaft. Unmutige Falten gruben sich in die Stirn des noch jungen Mannes, der die typischen Massenmerkmale des Slawen aufwies.

„Nun, Timoff, was meinen Sie?“

Timoff hielt die schmalen Hände vom Leib und betrachtete aufmerksam seine gepflegten Nägel, ehe er erwiderte.

„Wenn die Herren vom Krieg als Theorie reden, meine ich gar nichts. Das Thema ist mir zu ernst für ein Verdauungsgespräch und für dialektische Spielereien. — Wollen Sie aber wissen, wie ich den Krieg erlebt habe — verstehen Sie mich nicht falsch, den Krieg als Wirklichkeit! — so will ich Ihnen meine Anschauungen nicht verhehlen.“

Die Herren wissen, daß ich beim Ausbruch des russisch-japanischen Krieges mein Studium unterbrochen habe und in meine Heimat zurückgekehrt bin. Ich war nicht wehrpflichtig — wegen meiner schwachen Augen —, aber ich wollte doch nicht bequem in Paris sitzen, während Hunderttausende meines Volkes auf Mandchurischen Schlachtfeldern verbluteten.

In Moskau wartete ich zunächst ab, wie und wo ich helfen könnte, besuchte die Vorstädte und sah den Jammer von Frauen und Kindern, deren Ernährer eingezogen waren. Eines Tages kam ein Ausruf der Regierung heraus, daß die jungen, nicht waffenfähigen Akademiker sich in den Dienst des Landes stellen sollten. Auch ich meldete mich und wurde einer Militärkanzlei zugewiesen.

Sie wundern sich wohl, wie ich von einem Krieg erzählen kann, dem ich gar nicht beigewohnt habe? Nein, Kanonendonner hörte ich nicht, außer wenn in Moskaus Straßen die eigenen Volksgenossen niederlariätscht wurden. Tausende von Kilometern lagen zwischen mir und dem Schauplatz des Krieges, und doch hat sich seit den Erlebnissen in der düsteren Militärkanzlei mein Denken und Fühlen so gewandelt, daß ich von einer Lebenswende sprechen darf.

Meine Obliegenheit war die Führung der Toten- und Verwundetenliste für den Armeebezirk Moskau. Täglich um 9 Uhr früh saß ich an meinem Schreibtisch und sichtet die von der Front eingelaufenen Rapporte. Dicke, peinlich rubrizierte Listen erwarteten

mich jeden Tag, alle dicht überfüt mit Namen. Hinter ganzen Kolonnen startete ein düsteres Kreuz, zum Zeichen, daß die Träger dieses Namens tot sind. Wo diese Hunderte tatsächlich begraben liegen — wer kann es sagen? In meinem papierernen Kirchhofe waren sie beigelegt. — Doch die Toten waren nicht das schlimmste. Das waren die entsetzlichen Bemerkungen, die über die Verwundeten gemacht wurden. Ich will Sie mit Einzelheiten verschonen. Stellen Sie sich nur vor, daß kein Glied des menschlichen Körpers von diesen Bemerkungen verschont blieb.

Zwei Wochen durch habe ich das Amt ertragen, es war nicht leicht, glauben Sie mir das, meine Herren. Schon als reine Arbeitsleistung genommen, heißt es nicht wenig, Schreiber des Todes zu sein. Aber die mechanische Tätigkeit ließe sich leicht ertragen, so ein unerwählter Auftraggeber der Tod auch ist. Wer aber besitzt soviel Stumpfheit des Gefühls, soviel Trägheit des Gehirns, daß seine Nerven unter den Anwürfen des grauenvollen Elends standhalten?

Meine Nerven hielten nicht stand. Schon nach wenigen Tagen brauchte ich alle Ueberwindungskraft, um die schrecklichen Papiere noch in die Hand zu nehmen. Ich zitterte am ganzen Leib, sobald ich mit der Reinschrift beginnen wollte. Vorstellungen von unheimlicher Gewalt quälten mich bis zur Erschöpfung. Bald hörte ich es in den Wäldern wimmern und stöhnen und zerfleischte Glieder streckten die hilflosstehende gegen mich aus. Ein betäubender Verwesungsgeruch benahm mir den Atem. — Einmal fand man mich am Mittag bewußtlos auf dem Boden liegen.

Ein heftiges Nervenfieber hielt mich vier Monate lang in einer Schwäche zwischen Leben und Sterben. Der Krieg war zu Ende, als ich wiederhergestellt war.

Das, meine Herren, ist es, was ich Ihnen sagen wollte. Sie mögen vielleicht von schwachen Nerven, von Neurasthenie und so weiter reden und sich über einen Menschen wundern, der den Krieg aus tiefer Seele verabscheut, obwohl er noch nie in einer Schlacht gewesen ist.“

Timoff kreuzte die Arme über der Brust und sah über die weite See hinaus. Niedberg starrte nachdenklich vor sich hin und Willens, der Verteidiger des Krieges und seiner gesellschaftlichen und geschichtlichen Notwendigkeit zerrte aufgeregt an seinem Schnurrbart.

Niemand sprach mehr ein Wort.

Die Eisenbahn im Kriege.

Unermesslich gesteigert ist angeichts der neuen Verkehrsmittel, die das 19. Jahrhundert brachte, der erste Aufmarsch der Heere. Hier kann in Stunden gewonnen werden oder verloren gehen, was später in Monaten nicht mehr zu erreichen, nicht wiederzugewinnen ist. „Was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!“ In seinem Aufsatz „Ueber Strategie“ sagt Moltke: „Beim ersten Aufmarsch der Armeen kommen die vielseitigsten politischen, geographischen und staatlichen Erwägungen in Betracht. Ein Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere ist im ganzen Verlauf des Feldzugs kaum wieder gutzumachen. Aber diese Anordnungen lassen sich lange vorher erwägen und — die Bereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt — müssen sie unfehlbar zu dem beabsichtigten Resultat führen.“ Als das wichtigste Mittel für den ersten Aufmarsch hat Moltke als erster die Eisenbahnen erkannt und die richtige Verwertung der neuen technischen Erfindungen in musterhafter Weise organisiert. Gegen Ende der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts veröffentlichte der damalige Generalstabshauptmann von Moltke einen Aufsatz, in dem er zuerst mit weitschauendem Scharfsinn auf die hohe militärische Bedeutung der Eisenbahn hinwies. Während damals auch noch die leitenden Kreise dem neuen Verkehrsmittel voll mißtrauischer Abneigung gegenüberstanden und man z. B. die Festungen mit den Schienenlinien möglichst unging, statt sie dazu zu benutzen, um die Bahnen zu beherrschen, so rückt Moltkes klare Erkenntnis ihre Bedeutung in das rechte Licht.

Die von Moltke vorausgesehene militärische Bedeutung der Eisenbahnen wurde in glänzender Weise bewiesen durch den Krieg von 1866. Obwohl Preußen damals nur zwei Feldbahnabteilungen besaß, waren ihre Leistungen doch ausgezeichnet. Beim Ausmarsch der preussischen Armeen in Böhmen haben die Eisenbahnen die entscheidende Rolle gespielt. Die österreichischen Rüstungen begannen heimlich, aber doch nachweisbar, bereits Ende März, und die Operationsbereitschaft des Feindes mußte für Mitte Juni erwartet werden. Moltke beabsichtigte ursprünglich einen Vormarsch von Oberschlesien her; doch hätte dieser bei den zwei, zum Teil eingeleisteten Linien, die allein vorhanden waren, 50 Tage gedauert. König Wilhelm aber konnte sich nicht schon im Anfang April, wie es notwendig gewesen wäre, zur Mobilmachung entschließen. Desterreich rüstete, während es die politische Entwicklung der Dinge diplomatisch aufzuhalten suchte, im stillen immer weiter, und am 2. Mai schrieb der so lallblütige, ruhige Moltke: „Ich glaube, daß die Mobilmachung der Armee, will man nicht die Sicherheit des Staates gefährden, nur noch um Stunden verschoben werden darf.“ Am 3. Mai be-

gann denn auch das Riffen, und nun mußte der nordböhmische Kriegskampflager gewählt werden, weil er der preussischen Hauptstadt näher lag und die dahin führenden Eisenbahnlagen die günstigsten waren. Die Eisenbahnlagen sprachen nun das entscheidende Wort; durch sie wurde der Aufmarsch der preussischen Heere ermöglicht, der dann wie ein notwendiges sich abrollendes Drama in der Vernichtungsschlacht von Königgrätz aufspielte.

Im deutsch-französischen Krieg traten die eigentlichen Feld-eisenbahnen, die seitdem sehr verstärkt worden waren, schon viel bedeutender in die Erscheinung, und den Eisenbahntuppen gehörte 1870 ihr Teil am Siege. Besonders schwierig war es, in Frankreich die 4000 Kilometer Eisenbahnlagen, die von den Franzosen vor den Deutschen geräumt worden waren, wieder in Betrieb zu setzen. Das Bahnnetz war an vielen Stellen nachhaltig unterbrochen; es mangelte an betriebsfähigen Lokomotiven; das Betriebspersonal für diese auf französischem Boden errichteten Feld-eisenbahnen mußte aus allen deutschen Gauen zusammengeholt werden. Was damals die deutschen Eisenbahner vollbrachten, das war „die auf-reisende und doch nicht laut gewordene Arbeit von Männern, die nicht die herauschende Glorie des Schlachtfeldes, nicht der Lorbeer des Sieges umgab, die aber ihr Medaillon dazu beigetragen haben, dem Sieger den Lorbeer zu erhalten.“ Aus den Erfahrungen des Krieges 1870 erkannte man aber, daß Eisenbahntuppen nicht improvisatorisch organisiert werden können, sondern bereits im Frieden als ständige Einheit unter einer Kommandogewalt vereinigt werden müssen. So wurde denn bereits am 19. Mai 1871 ein Eisenbahn-bataillon in Berlin aufgestellt, und die Ausbildung und Vermehrung dieses Truppenteiles ließ sich Moltke besonders angelegen sein. Heute gibt es zwei Brigaden preussischer Eisenbahntuppen und ein bayerisches Bataillon. Zur Ergänzung der Vollbahnen treten im Kriege die Feldbahnen, die bei 60 Zentimeter Spurweite zwar nur ein Viertel so leistungsfähig sind wie Vollbahnen, sich aber bei Schwierigkeiten im Gelände rascher herstellen und leichter umlegen lassen. Durch die Ausbildung der Kraftwagen haben dann in neuester Zeit die Eisenbahnen einen gewaltigen Verbündeten erhalten. Der Explosionsmotor tritt neben die Lokomotive, und Kriegsbrauchbare Motorwagen sind in ausreichender Anzahl von der Heeresverwaltung erworben und eingebürgert worden. Auch der moderne Krieg steht so im wahrsten Sinne des Wortes „unter dem Zeichen des Verkehrs“, und Eisenbahnen wie Autos werden in den ersten Tagen eines Krieges die entscheidende Rolle spielen.

Der Laubentkolonist.

In meinem vorigen Bericht machte ich auf ein neues Blut-lausmittel, die sogenannte Hohenheimer Brüche, aufmerksam. Ich habe diese Brüche inzwischen weiter in umfangreicher Weise, und zwar in 2—4 prozentigen Lösungen zur Anwendung gebracht. Es ist mir innerhalb weniger Tage gelungen, alle Blutlauskolonien zu vertilgen, weiterhin habe ich die Erfahrung gemacht, daß eine Neubesiedlung mit Mutläusen bei den mit Hohenheimer Brüche behandelten Bäumen entweder gar nicht oder nur sehr zögernd stattfindet. Diese erfreuliche Erscheinung führe ich darauf zurück, daß die Eizellen der behandelten Bäume durch diese Brüche so beeinflusst werden, daß sie der Blutlaus nicht mehr behagen. Als Spritzmittel habe ich die genannte Brüche nicht angewendet, dazu ist sie mir zu teuer, das Empfinden der Blutlaus-herde ging aber weit flatter von statten, als ich anfänglich vermutete. Die Blutlausherde befinden sich meist in den unteren, beschatteten Kronenteilen, in die oberen, der Sonne ausgeföhnten Obsteilarten geht die Blutlaus seltener, aber auch hier können die befallenen Stellen mißlos vom Boden aus eingepinselt werden, wenn man den grob-blästigen Pinsel an einer entsprechend langen Stange befestigt. Nach der ersten Behandlung der Bäume sieht man die Kronen in den nächsten Wochen noch ein- bis zweimal wöchentlich nach etwaigen neuen oder überlebenden Kolonien durch und dann hat man für das laufende Jahr seine Schuldbiligkeit getan. Im nächsten und in den folgenden Jahren wird man dann die Apfelbäume schon sehr frühzeitig kontrollieren und gleich der ersten sichtbaren Brut zu Leibe gehen, um sie im Keime zu ersticken. Auch gegen alle anderen tierischen Schädlinge der Obstbäume, Aosen und sonstigen Tiergebiße ist die Hohenheimer Brüche wirksam, aber ein Universalmittel gegen alle anderen Krankheiten ist sie nicht; Kupferkalkbrüche oder kalkformige Schwefelkalkbrüche müssen deshalb gegen pilzliche Krankheiten nach wie vor zur Anwendung gebracht werden.

Unter den pilzlichen Erkrankungen der Äpfel und Birnen ist der Schorf (*Puccinia*) eine der schlimmsten. Birnen gibt es ja in diesem Jahre leider nur vereinzelt, aber Äpfel, die strichweise eine gute, meist aber nur eine geringe Mittelernte versprechen, zeigen sich stärker als sonst vom Schorf befallen, der die Früchte unansehnlich macht, ihre Entwicklung hemmt und sie häufig auch zum Reizen bringt. Selbst da, wo sachgemäß mit den oben genannten Spritzmitteln gearbeitet wurde, konnte in diesem Jahre das Auftreten des Schorfes nur erzwungen, nicht aber ganz verhindert werden. Diese unangenehme Erscheinung wurde wesentlich durch die schroffen Temperaturstürze begünstigt, die in diesem Sommer an der Tagesordnung waren. Wo die Äpfel einen reicheren Fruchtansatz zeigen, tut man gut daran,

die sehr schorfigen Früchte mit scharfer, spitzer Schere auszuföhnen und zur Vereimung von Nus und Gelee zu verwenden. Durch diese Maßnahmen beugt man dem starken weiteren Umföhngreifen des pilzlichen Schädling vor und verhindert auch, daß der Baum seine Säfte weiter für Früchte verbraucht, die doch minderwertig bleiben; man bietet ihm also die Möglichkeit, die gesunden Früchte in vollkommener Weise zu ernähren und zu fetten guter Entwicklung zu bringen.

Die Temperaturstürze haben in Verbindung mit den Trockenperioden schon viele Bäume veranlaßt, den Ueberfluß des Fruchtansatzes abzumwerfen. Das Fallen der kleinen Früchte war zeitweise geradezu bedrückend, jetzt hat es nachgelassen. Was nun noch bei stürmischen Wetter fällt, ist, wie man zu sagen pflegt, fast durchweg madig, d. h. von der Farbe des Apfelwicklers, die aber keine Raupe, sondern eine Raupe ist, angegangen. Die Hauptflugzeit des Apfelwicklers, der eine nächtliche Lebensweise führt, sind die Monate Juni und Juli. Jeder Schmetterling legt durchschnittlich 300—400 Eier ab, und zwar immer nur je eins an jedem Apfel oder Birne, meist in den Kelch. Nach einigen Tagen schlüpft dann ein winziges Nupfchen, das sich durch das Fruchtfleisch in das Kernhaus hineinbohrt und dieses ausfrißt. Ist das Kernhaus geräumt, so sammelt sich der Kot dieses Nupfchens in ihm an, ist es eng, so wird er durch ein besonderes Bohrloch herausbefördert. Nachdem das Kernhaus ausgeföhren ist, hat die Frucht ihren Zweck verfehlt; sie bleibt in der Entwicklung zurück und fällt meist. Fast alles Obst, das jetzt fällt, auch das Steinobst, ist in der geschilberten Weise von Nuppen angegangen. Läßt man es am Boden liegen, so bleibt den Nuppen Zeit, die Frucht zu verlassen, falls dies nicht schon am Baum geschehen ist, um sich in der Erde zu verpuppen. Aus den früh gefallenen Früchten geht oft noch im gleichen Jahr eine zweite Generation hervor, die um ihre Eier erneut an die bereits stark entwickelten, bisher verschont gebliebenen Früchte ablegt und den Schaden verdoppelt. Wo zwei, drei und mehr Früchte dicht zusammenhängen, geht die gleiche Raupe aus der ersten Frucht, deren Kernhaus sie ausgeföhren, in eine Nachbarfrucht über, um auch noch diese zu vernichten. Erlangt sie am Baume ihre vollständige Entwicklung, bevor die angegangenen Früchte gefallen sind, so läßt sie sich zur Verpuppung an einem Gespinnsfaden zur Erde herab. Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine erfolgreiche Bekämpfung des Apfelwicklers durch sogenannte Madenfallen oder durch Klebgerichte nicht möglich ist, sondern nur durch Anwendung arsenhaltiger Spritzmittel. Von größter Wichtigkeit ist die erste Bespritzung, spätestens 8—14 Tage nach der Blüte, der dann anfangs Juni noch eine zweite folgen muß. Jetzt ist es notwendig, erstens Tag für Tag alles Fallobst aufzuföhnen und in der Küche zu Nus oder Gelee zu verarbeiten, zweitens die Bäume wiederholt sorgfältig durchzuwehen und alle madigen Früchte, die an dem schwarz umföhnten Bohrloch und an dem zur Frucht herausgeföhrenden Kot-haufen leicht kenntlich sind, auszuföhnen. Schlechte Früchte, die nicht im Haushalt verwertet werden können, begräbt man am besten spatenstichtief.

Beim Durchsehen der Bäume nach madigen Früchten findet man, namentlich an Apfelbäumen, vielfach auch Früchte, die in der Entwicklung ganz auffallend zurückgeblieben sind und jetzt zu schrumpfen beginnen. Diese Früchte sind von einem sehr gefährlichen Pilz, der *Monilia*, befallen, gegen die es keine Verteidigungsmittel gibt. Man schneidet sie gleichfalls ab, oder bricht sie aus und begräbt oder verbrennt sie, um einer Weiterverbreitung der Pilzsporen vorzubeugen. Die *Monilia* befallt in verschiedenen Orten alles Kern- und Steinobst; auf großen und sonst normal entwickelten Früchten bilden sie kreisförmige weiße Pilzpolster. Werden die vorgenannten dürftigen und schrumpfenden Früchtchen jetzt nicht entfernt, so trocknen sie zu schwarzen Mumien ein, die bis in den Hochsommer des nächsten Jahres hinein und länger fest an den Bäumen sitzen. Durch diese Mumien, durch die mit Pilzpolstern bedeckten Früchte und durch absterbende befallene Äste wird die Krankheit immer weiter verbreitet. Wo an gesunden Bäumen plötzlich ganze Äste trocken, was ganz besonders häufig bei Stüb- und Sauerkirchen in die Erscheinung tritt, da kann man mit Sicherheit auf die *Monilia* schließen. Angebracht ist schleuniges sachgemäßes Ablagen der Äste, Nachschneiden der Astwunden mit scharfem Messer und Vertreiben mit Baumwachs. Die abgenommenen kranken Äste müssen sofort verbrannt werden. In vielen Gegenden unserer Provinz ist es nicht mehr möglich, Kirdebäume länger als 8—10 Jahre am Leben zu erhalten. In diesem Jahre sind wieder zahlreiche, vordem anscheinend gesunde Bäume durch *Moniliabefall* plötzlich trocken geworden und abgestorben.

Eine sehr wichtige Arbeit bildet jetzt das Abranken der Erdbeerbeete und deren sachgemäßes Behalten. Zögert man mit dieser Arbeit länger, so bilden die Erdbeerbeete ein so geschlossenes Matt- und Pflanzengewirr, daß man die Kulturpflanzen von den stark entwickelten Rankenpflanzen nicht mehr unterscheiden kann. Um dem vorzubeugen, muß jetzt raschstens abgerankt werden. Will man neue Beete anlegen, so nimmt man zuvor mit einem Handspaten die kräftigsten, reich bewurzelten Rankenpflanzen heraus, um sie für die Neuanpflanzungen zu verwenden.

Man ist in neuerer Zeit von der bisher gebräuchlichen Pflanzmethode der Erdbeeren ganz abgekommen und pflanzt nun nach einem neuen Verfahren, das sich bestens bewährt hat. Nach diesem beträgt der Abstand von Pflanzenreihe zu Pflanzenreihe einen

Meter, innerhalb der Pflanzenreihe aber der Abstand von Pflanzling zu Pflanzling nur 20 Zentimeter. Dies Verfahren hat folgende Vorteile. Innerhalb der Reihen schließen sich die Erdbeeren im zweiten Jahre zu einem geschlossenen Streifen. Der große Abstand von Reihe zu Reihe gestattet erstens ein leichtes Abernten der Früchte, wobei man, ohne lange herumzudenken zu müssen, jede reife Frucht sofort findet. Die Früchte erhalten zweitens von zwei Seiten volle Beleuchtung, können sich gut ausfärben, prächtig entwickeln und in den weiten Abständen von Reihe zu Reihe ist drittens das Abranken und das Befahren der Pflanzungen in wesentlicher Weise erleichtert. Ausgenommen von dieser Pflanzweise sind nur die kleubleibenden Monatserdbeeren, namentlich die ranklosen, für die der halbe Reihenabstand genügt. Monatserdbeeren vermehrt man am besten durch Ausfaat im August; die Sämlinge bringen größere Erträge.

Auch Himbeeren werden nach einem neuen Verfahren in ähnlicher Weise wie Erdbeeren angepflanzt; man gibt ihnen einen Reihenabstand von zwei Metern, innerhalb der Reihen aber nur einen Abstand von 85 Zentimetern. Auch bei dieser Pflanzweise bilden sich geschlossene Reihen, die von beiden Seiten mühelos abzuernten sind. Man schneidet jetzt in den Himbeerpflanzungen die alten abgetragenen Triebe heraus zugunsten der jungen Triebe, die im nächsten Jahre tragen. Aber auch von diesen jungen Trieben entfernt man jetzt die schwächeren und läßt nur die kräftigsten, wodurch der nächstjährige Ertrag verdoppelt wird. Die Neuanpflanzung von Himbeeren wird im Oktober vorgenommen. Nimmt man dazu stark bewurzelte Schößlinge, so müssen diese nach beendigter Pflanzung dicht über dem Boden fortgeschnitten werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man am besten von der Pflanzung von Schößlingen absieht und lieber kräftige Wurzelstücke pflanzt, die im folgenden Frühling sofort üppig austreiben und bereits im zweiten Jahre eine volle Ernte liefern. Hd.

Kleines Feuilleton.

Die Kinderfrau. Die „Nevue de Paris“ setzt die Veröffentlichung des „Petit Pierre“ von Anatole France fort. Eine löstliche Schilderung gibt der Dichter in dieser Selbstbiographie von der Kinderfrau Melanie. Der kleine Pierre nimmt Abschied von der alten Wärterin, die in ihre Heimat zurückkehrt: „Man umarmte sich; um mich zu trösten, versprach mir meine Mutter, daß sie mich bald einmal nach Joux mitnehmen wolle. Meine alte Melanie war mehr tot als lebendig; aber etwas Tiefes, Subtiles fiel mir an ihr auf. Ich sah, daß sie in dem Augenblick, wo sie ihre Schürzenbänder löste, auch die Bänder, die sie an das bürgerliche Leben knüpfen, gelöst hatte, und daß sie fortan eine andere Person war, mit der mich nichts mehr verknüpfte, eine Bäuerin. Ich sah ein, daß ich sie unwiederbringlich verloren hatte, meine gute Melanie. Wir brachten sie bis zu dem Wagen, auf dem sie mit ihrer Nichte nach Hause fahren sollte. Die Peitsche streifte die Ohren des Pferdes. Sie fuhren ab. Ich sah, wie der weiße, käserunde Grund ihrer Bauernhaube sich entfernte. Es war mein erster Schmerz. Ich empfinde ihn noch heute. Als ich Melanie verlor, verlor ich mehr als ich glaubte; ich verlor die Lieblichkeit und die Freude meiner ersten Jugend. Meine Mutter, die Melanie schätzte, war edelmütig genug, auf die Liebe, die ich meiner alten Kinderfrau schenkte, nicht eifersüchtig zu sein, und wenn diese Liebe auch nicht so groß, so erhaben war wie die, die ich meiner Mutter entgegenbrachte, so war sie doch vielleicht zärtlicher und sicherlich intimer. Melanie hatte ein Herz, das so schlicht war wie meins, und die Kürze des Gedankens brachte uns einander näher. Melanie, die schon alt war, als ich geboren wurde, war nicht heiter; sie konnte es auch nicht sein, da sie ein hartes Leben gelebt hatte. Aber ihre strahlende Unschuld vertrat die Stelle von Jugend und Heiterkeit. Ebenso wie meine Mutter, ja mehr noch als sie bildete Melanie meine Sprache. Ich habe das nicht zu bedauern; so unwissend sie auch war, so gut sprach sie. Sie sprach gut, denn sie sagte die Worte, die überzeugen, und die Worte, die trösten. Wenn ich auf den Sand fiel und mir die Knie oder die Nasenspitze wund schlug, sprach sie Worte, die Heilung bringen. Wenn ich sie ein bißchen anlog, wenn ich in ihrer Gegenwart ein egoistisches Gefühl an den Tag legte, wenn ich in Zorn geriet, sprach sie die Worte, die die Herzen wieder aufrichten, stärken, beruhigen. Ihr verdanke ich die Grundlage meiner sittlichen Ideen; und was ich da in der Folge hinzugefügt habe, ist weniger fest als dieser alte Grund. Ich habe von den Lippen meiner alten Kinderfrau die gute französische Sprache empfangen. Melanie sprach Volks- und Bauernsprache. Und trotzdem hätte sie mehr als einem Professor und Mitglied der Akademie Unterricht in Schönsprechen geben können. Man fand auf ihren Lippen die flüssige und leichte Diktion der Väter. Da sie nicht lesen konnte, sprach sie die Worte wie sie sie in ihrer Jugend gehört hatte, und die, von denen sie sie gehört hatte, waren unwissende Menschen, die die Sprache an ihren natürlichen Quellen geschöpft hatten. Daher sprach Melanie eine Sprache voll Easit und Kraft, diese Sprache war reich an scherzhaften Redensarten, an hüben Sprichwörtern, an volkstümlichen, ländlichen Bildern.

Hygienisches.

Die Gesundheitspflege des Feldsoldaten. Es ist lehrreich, sich zu vergegenwärtigen, wie viele Opfer die letzten Kriege durch Todesfälle an Krankheiten gefordert haben. Man erwartet von dem Aufschwung der Gesundheitspflege in ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis und den darauf gegründeten sanitären Maßnahmen, daß die Verluste von Feldtruppen durch Krankheiten jetzt nicht mehr annähernd so groß sein können wie in früheren Zeiten. Verschwiegenheiten der Bitterung und des Klimas und auch die schwankende Natur der Seuchen können die Gefahr einmal abschwächen, das andere Mal freilich steigern. Im Burenkrieg betrug die Verluste der englischen Streitkräfte in den Schlachten und Gefechten selbst rund 7000, durch Krankheit über 14 000 Mann, also immer noch doppelt so viel. Weit ungünstiger stellte sich das Verhältnis im ostasiatischen Krieg von 1894/95 zwischen China und Japan. Nach der zuverlässigen Statistik starben auf der japanischen Seite über zwölffmal mehr Soldaten an Krankheit als durch die Waffen des Gegners. Ähnliche Erfahrungen haben auch die Amerikaner in ihrem Krieg gegen Spanien und in ihren Feldzügen auf den Philippinen gemacht. Durch die kriegerischen Ereignisse getötet wurden nur 293 Mann, an Krankheit aber starben 1032, dazu noch 2649 in den heimischen Lagern, also auch etwa zwölffmal mehr. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Mehrzahl dieser Todesfälle nach dem heutigen Stande der Wissenschaft und ihrer Anwendung als vermeidbar bezeichnet werden kann. Das haben bereits die Japaner in ihrem Kriege gegen Rußland 1904/05 bewiesen. Sie lühten damals 58 887 Soldaten in den Schlachten und Gefechten ein, dagegen nur 27 158 durch Krankheit. Das ist wohl der erste Fall gewesen, in dem ein Krieg um die Hälfte weniger Opfer durch Krankheit als durch Waffen gefordert hat. Es ist anzuerkennen und muß scharf betont werden, daß die Japaner, die in dieser Beziehung noch zehn Jahre vorher so ungünstige Erfahrungen gemacht hatten, diesen Fortschritt zum allergrößten Teil sich selbst zu verdanken hatten. Der ärztliche Ueberwachungsdienst in ihrer Armee und Flotte war in außerordentlichem Grade vervollkommen worden, so daß nicht nur die Verbreitung ansteckender Krankheiten erfolgreich behindert, sondern auch jedem einzelnen Soldaten die größte Aufmerksamkeit mit Bezug auf die persönliche Gesundheitspflege erwiesen wurde. Der ärztliche Stab eines Heeres allein kann einen solchen Erfolg nicht zuwege bringen, sondern er bedarf dazu der tätigen Mitwirkung nicht nur der Offiziere, sondern auch der Mannschaften, die mit vollem Verständnis die Lehren der Ärzte annehmen und befolgen müssen. Außerdem aber muß jeder Mann gewisse Vorbereitungen ohne besondere Aufsicht oder Belehrung erfüllen, namentlich die Gebote der Reinlichkeit und Mäßigkeit. Im Felde ist es schwerer als in gewohnten Verhältnissen, diesen Forderungen zu genügen, aber um so mehr Mühe und Energie muß darauf verwandt werden. Eine große Zahl von Kranken drückt die Stimmung im Feldlager noch mehr herab als der Abgang an Getöteten und Verwundeten.

Volkswirtschaft.

Die Aussichten der Weltkornie für das Jahr 1914. Die Aussichten der Getreideernte in den einzelnen Hauptgetreideländern sind in diesem Jahre verschiedene denn je. Denn wenn sich die halbamtlichen russischen Berichte über die trüben Ernteaussichten des bedeutendsten europäischen Getreidelandes, des Zarenreiches, bewahrheiten, steht es mit den russischen Getreideernten in diesem Jahre schlecht; in manchen Gegenden ist geradezu eine Missernte zu erwarten. Infolgedessen wird das Zarenreich fast seine ganze diesjährige Ernte zur Deckung des eigenen Bedarfes gebrauchen und würde auch dann für den Export nicht in Betracht kommen, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, um so weniger, als in diesem Jahre andere getreideausführende Länder sich ihrerseits wegen der neuen russischen Bülle auf fremdes Getreide dem Zarenreich gegenüber sehr reserviert verhalten haben würden. Dagegen stehen die Vereinigten Staaten vor einer Riesenernte. Schon jetzt bringen die amerikanischen Exporteure große Mengen auf den Weltmarkt, und zwar zu ermäßigten Preisen. Einen gefährlichen Wettbewerb wird der Union auch Kanada nicht machen, das zwar eine große Ernte erwartet, aber gegen das Vorjahr schlechter abschneidet. Da das Land selbst jedoch nur 12 Millionen zu ernähren hat, wird trotzdem auch aus Kanada ein größerer Zuschuß zur Weltversorgung zu erwarten sein. Immerhin bleibt, selbst wenn man die Leistungen der beiden nordamerikanischen Lieferanten zusammenrechnet, doch noch mindestens die Hälfte des europäischen Bedarfes zu bedenken, für die also die übrigen getreidebauenden Länder aufzukommen hätten. Und da steht es außer in Rußland auch in Rumänien nicht zum besten. Italien und auch Frankreich, das ebenfalls vor einer schlechteren Ernte als im Vorjahre steht, mögen zusehen, woher sie ihren Bedarf decken. Ein erfreulicheres Bild bietet dafür wieder Deutschland. Die außergewöhnliche Hitze der letzten Wochen war dem Reife- prozess auf den Feldern sehr förderlich. Die Roggenernte hat überall schon begonnen. Ueber den Ertrag lassen sich zuverlässige Angaben noch nicht machen, doch steht fest, daß man in diesem Jahre mit ganz ausgezeichneten Qualitäten rechnen kann. Die Statistik bietet also inmitten der Kriegsnot einen kleinen Trost.